

eine nothwendige Consequenz derselben bildet, so ist es durch die Rücksicht auf ein leichteres Verständniß seiner Hypothese von selbst geboten, zuvor seine Monadenlehre in ihren Grundzügen zu entwickeln. — Nach seiner Meinung besteht jeder Körper, der organische so gut wie der anorganische, aus einer Anhäufung (aggrégé) oder Ansammlung (assemblage) von einfachen, d. i. ungetheilten Substanzen, welche er Monaden oder Einheiten nennt. Der organische Körper besitzt eine Centralmonade, welche Entelechie (entelechia s. forma substantialis) heißt, wenn sie mit demselben schlechweg ein lebendes Wesen, und Seele (anima), wenn sie mit ihm ein animalisches Wesen constituiert. Wie die menschliche Seele, so ist auch der reine Geist (mens) eine Monade, freilich seiner Natur nach viel höher gestellt als sie, eine kleine Gottheit in seiner Sphäre. Inmitten all dieser abgeleiteten oder geschaffenen (derivativas s. oratae) Monaden und über dieselben herrscht Gott, ihr Schöpfer, als monas primitiva. Was die geschaffenen Monaden betrifft, so sind dieselben, wie in ihrem Sein, so auch in ihrem Wirken dergestalt von einander isolirt und abgesperrt, daß sie in keinerlei Weise auch nur den geringsten realen Einfluß auf einander auszuüben vermögen (les monades n'ont point de fenêtres, par lesquelles quelque chose y puisse entrer ou sortir, 705). Es müssen daher alle an und in den Monaden vorkommenden natürlichen Veränderungen und Thätigkeiten, die Abhängigkeit von Gott einzig ausgenommen, auf innere, ihnen selbst angehörige Principien oder Kräfte zurückgeführt werden. Da diese Kräfte, welche als active zu betrachten sind, nicht bloß ihre Quantität, sondern auch die Direction ihres Wirkens unverehrt bewahren, so folgt, daß die Natur einer jeden Monade die lex continuationis seriei suarum operationum in sich tragen muß. Jedwede Monade, auch die unterste in der Stufenfolge der Wesen, hat Vorstellungen (perceptions) von den in ihr stattgefundenen Veränderungen, sowie auch Begehungen oder Strebungen (appétitions, appétits) nach neuen Veränderungen, welche den Uebergang von einer Vorstellung zur andern bewirken, und kann daher Seele genannt oder wenigstens nach Analogie der Seele gedacht werden. Da nun diese Vorstellungen bei allen Monaden ihrem Inhalte nach gleich sind, so ist es natürlich, daß jede Monade das ganze Universum in sich abspiegelt. Trotzdem sind und bleiben die Monaden von einander verschieden, und zwar erstens aus dem Grunde, weil sie das Universum, jede in ihrer Weise (chacune selon son point de vue, 107), die einen deutlicher als die anderen, zumal mit Bezug auf gewisse Dinge, in sich zum Ausdruck bringen; zweitens deshalb, weil sie es nicht alle in gleichem Maße und Grade vermögen, mit ihren Vorstellungen, welche von vornherein unbewußt (insensibles) sind, eine sogen. Apperception (apperception ou conscience, 706) zu verbinden, d. h. sich des In-

halts ihrer Vorstellungen bewußt zu werden. — An diese Monadenlehre lehnt sich nun die geistreiche Hypothese an, welche das zu einander passende und mit einander übereinstimmende Wirken aller Dinge ohne Ausnahme wissenschaftlich erklären soll. Behufs Erklärung dieser tatsächlichen Uebereinstimmung im Wirken der Dinge unter einander waren freilich schon vor Leibniz Hypothesen aufgestellt worden, darunter vor allem zwei, wovon die eine System des influxus physicus und die andere System der gelegentlichen Ursachen genannt wurde. Gemäß der ersten Hypothese, der sogen. Vulgarphilosophie, wirken die Dinge selbst und direct auf einander ein und erzeugen dadurch selbst die Harmonie in ihrem gegenseitigen Verhalten; nach der zweiten, von Cartesius aufgestellten Hypothese aber, welche eine directe, gegenseitige Einwirkung der Dinge bestreitet, vermittelt Gott die Einwirkung eines Dinges auf das andere, und zwar dadurch, daß er bei Gelegenheit der Thätigkeit eines Dinges eine ihr entsprechende Thätigkeit in einem andern, zu dem ersten in Beziehung stehenden Dinge erzeugt. Keine von den beiden Hypothesen fand aber Leibnizens Zustimmung. Die erste mußte er als unhaltbar verworfen, weil sie direct dem Satze seiner Monadenlehre widersprach, daß die Monaden, weil von einander getrennt und gegen einander abgeschlossen, auch nicht den geringsten Einfluß auf einander auszuüben vermögen. Was die zweite Hypothese betrifft, so war es ihm aus einem doppelten Grunde nicht möglich, sie zu approbiren, erstens deshalb, weil sie gegen das in seiner Monadenlehre aufgestellte Naturgesetz verstieß (qu'il se conserve non-seulement la même quantité de la force mouvante, mais encore la même quantité de direction vers quel côté qu'on la pronne dans le monde, 133), und zweitens deshalb, weil sie ihm Gottes nicht würdig erschien (comme le faisant agir continuellement par miracles dans un effet tout naturel, 458), ja ihn geradezu zu einem Deus ex machina herabwürdigte (127). So sah sich Leibniz denn genöthigt, zur Erklärung der gegenseitigen Harmonie in dem Wirken der Dinge eine neue Hypothese aufzustellen, nach welcher dasjenige auf natürliche Weise geschieht, was Descartes nur mittelst beständiger Wunder zu Stande kommen ließ. Die Brücke dazu schlug ihm die Lehre von den unbewußten Vorstellungen der Monaden. Wie er aber seine neue Hypothese gestaltete und in ihr die Lehre von den unbewußten Vorstellungen der Monaden verwerthete, das gibt er selbst an, indem er sagt: „Da ich also einzuräumen gezwungen war, daß weder die Seele noch irgend eine andere wahre Substanz auf eine andere Weise als durch die göttliche Allmacht etwas in sich aufzunehmen vermöge, wurde ich unvermerkt auf einen Gedanken gebracht, der mich überraschte, mir aber unausweichbar zu sein schien, und der in der That die größten Vortheile und die merkwürdigsten Schönheiten enthält.